

Die Sterne hängen nicht zu hoch:

Zur Anerkennung der Jenischen in der Schweiz und in Europa

Wie es dazu kam und wie es weitergeht

„Schweizer Zigeuner fordern Anerkennung“. So titelte die „Neue Zürcher Zeitung“ im Wortgebrauch der damaligen Zeit am 9. Dezember 1994. Im Text hieß es: „Offizielle Anerkennung der 35 000 Schweizer Zigeuner verlangt eine Petition mit 13 000 Unterschriften, welche am Donnerstag dem Bundesrat überreicht wurde (...) Von den schätzungsweise 35 000 Fahrenden in der Schweiz fahren etwa 5000 regelmässig, wie Robert Huber von der Radgenossenschaft der Landstrasse ausführte.“

Anerkennung? – Dieses Ziel hängt hoch in den Sternen, mussten sich manche damals gedacht haben.

Doch die ausdrückliche Anerkennung der Schweizer Jenischen und Sinti als nationale Minderheit, ausgesprochen durch ein Mitglied der Schweizer Landesregierung, wurde Wirklichkeit. Sie erfolgte am Fest der Jenischen, der sogenannten Feckerchilbi, 2016 in Bern, fast die Zeitspanne einer Generation nach der ersten großen Petition. Dies allein zeigt, wie mühsam der Kampf um die Anerkennung war.

*

Jenische Existenz, das war immer zum Weinen und zum Lachen. Himmelhochjauchendzutodebetäubt. So viel Schönes ließe sich berichten, so viel Trauriges kann nicht vergessen werden. Auch in diesen Zeiten um 2020 erleben wir zwei gegenläufige Bewegungen: Auf der einen Seite wird der Lebensraum der Jenischen eingeschränkt. In Deutschland erfahren „Schrottis“ (mit Alteisen Handelnde) immer mehr bürokratische Behinderungen, die ihnen das Gewerbe fast verunmöglichen. In der Schweiz verwirft eine Gemeinde nach der anderen die Schaffung von Durchgangsplätzen für sogenannte Fahrende. Von Irland ist zu hören, dass Travellers nicht mehr hausieren dürfen und nach ein, zwei Nächten ohnehin weiterfahren müssen.

Auf der anderen Seite hat sich seit einigen Jahrzehnten eine ungeheure, auch großartige Entwicklung gezeigt. Nach dem Zweiten Weltkrieg und dem Nationalsozialismus in Europa waren die Jenischen vielerorts ein Niemand. Sie galten unausgesprochen oft weiter als Asoziale. Dann begannen sie sich zu zeigen, hartnäckige Pflanzen. Um nicht den Vergleich mit dem widerständigen Kaktus oder dem Igel zu bemühen, sei hier einmal das Bild des Edelweißes verwendet. Diese Pflanzen sehen nicht nur besonders schön aus, sie sind auch Nutzpflanzen, etwa in der Volksmedizin, und sie wachsen gern in Gruppen. Jenische sind wie Edelweiß, das nicht nur auf dem Rasen wächst, sondern sich wenn nötig auf steinigen Wiesen und Kalksteinfelsen behauptet.

In der Schweiz, dank glücklichen Umständen, wurde Anfang der 1970er-Jahre eine Renaissance eingeleitet.

*

Der Erste, der in der Schweiz die Thematik mit seiner Schreibmaschine behandelte und von systematischer Zerstörung jenischer Familien berichtete – womit er überhaupt erst auf die Existenz einer jenischen Kultur und Lebensweise hinwies –, war der Berner Mythenforscher Sergius Golowin: Seine 1966 noch im Eigenverlag herausgegebenen „Zigeuner-Geschichten“

lösten eine zunehmende Auseinandersetzung mit der Thematik der Kindswegnahmen und vorläufig im kleinen Kreis Neugierde für die jenische Kultur aus.

Zu Erwachsenen gewordene zwangsversorgte Kinder sowie Mütter, denen Kinder durch die sogenannte Aktion „Kinder der Landstrasse“ weggenommen worden waren, bildeten die treibende Kraft dieses Forderungs- und Bewusstwerdungsprozesses. Der Aufstand der jenischen Mütter und Kinder – man kennt international die Schriftstellerin Mariella Mehr – ist im Zusammenhang mit der Protestbewegung der Achtundsechziger-Zeit zu sehen, die es erlaubte, bisher nicht hinterfragten Autoritäten wie Fürsorgebehörden, Amtsvormundschaften, staatlichen und kirchlichen sogenannten Hilfswerken unter den Mantel der Respektabilität zu schauen. Man entdeckte die Schrecken der Kindswegnahmen, der Zwangspsychiatisierung und der gezielten Kulturzerstörung. So entstanden verschiedene Selbsthilfekomitees und erste Organisationen.

Am 13. April 1975 wurde die Radgenossenschaft der Landstrasse im bekannten Berner Restaurant „Bierhübeli“ (gleich „Kleiner Bierhügel“) der Öffentlichkeit vorgestellt. Es war die Gründung der ältesten heute noch bestehenden jenischen Organisation in Europa mit der international einzigen jenischen Zeitung namens „Scharotl“ – was Wohnwagen heißt. Mariella Mehr wurde Kassierin und Sekretärin der Radgenossenschaft. In ihrem Buch „Kinder der Landstrasse“ berichtete Mariella Mehr rückblickend:

„Die Radgenossenschaft einigte sich auf folgende Ziele:

- Wiederaufbau des Selbstbewusstseins der Jenischen als Einzelne und als Volk
- Wiederaufbau der kulturellen Identität.“

Und unter den weiteren Punkten steht die Forderung: „Politische Anerkennung unseres Volkes als ethnische Minderheit.“

Ab 1977 folgte, was immer wieder zu beobachten sein sollte. Eine Generation Kämpferinnen und Kämpfer ermüdete und trat aus individuellen Gründen und oft unter Querelen ab. Die Radgenossenschaft suchte Stärkung und internationalen Anschluss, den sie nur in der Internationalen Romani-Union – einem 1978 in Genf gegründeten internationalen Zusammenschluss von Roma-Organisationen – finden konnte. Eine gewisse Hippie-Romantik vom weltumspannenden „Zigeunertum“ spielte damals noch mit. Die Jenischen seien ein „Zigeunerstamm“, befanden manche der damals Aktiven, und die Radgenossenschaft wurde 1979 formell als Mitglied der Internationalen Romani-Union aufgenommen. Der Mitgründer Jan Cibula war übrigens Vorstandsmitglied der Radgenossenschaft.

1982 gelang es, die Tradition der Feckerchilbi – was mit Kirchweih der herumziehenden Leute übersetzt werden mag – wieder zu beleben. Der Anlass hatte seine Ursprünge in der einst freien Republik Gersau am Vierwaldstättersee, wo die „Fecker“ – das Wort fecken heißt vermutlich unständig sein, müßig umherstreifen – schon im 18. Jahrhundert gemäß schriftlichen Berichten zu Festen zusammengekommen waren. Die wiederbelebte Feckerchilbi entwickelte das Bewusstsein der jenischen Identität weiter.

Im Anschluss an eine solche Feckerchilbi fuhr im Frühsommer 1985 eine Karawane von vielen Wohnwagen gegen Luzern, wo die Jenischen am Seeufer, dem Lido, ein Gelände besetzten, um einen Platz für die Jenischen zu fordern. Unter den Wortführenden ein Jenischer namens Robert Huber, der kurz zuvor zum Präsidenten der Radgenossenschaft ernannt worden war. Er galt von Anbeginn als starke Figur. Die Lidobesetzung war die erste große Demonstration von Jenischen in der Schweiz.

*

Der beharrliche politische Druck und eine immer wieder wohlwollend berichtende Presse führten zu einem ersten Durchbruch. 1986 entschuldigte sich der schweizerische Bundespräsident Alphonse Egli vor dem Nationalrat für die Kindswegnahmen der „Aktion Kinder der Landstrasse“ und für die Beteiligung des Bundes an der dafür zentral

federführenden Organisation, der Stiftung Pro Juventute. Im selben Jahr wurde die Radgenossenschaft vom Bundesrat – der Landesregierung – als Dachorganisation anerkannt und fortan jährlich unterstützt. Das war ein wichtiger Schritt, den die Radgenossenschaft nutzte, um 1989, im Vorfeld der 700-Jahr-Feier der Schweizerischen Eidgenossenschaft, an einer Pressekonferenz nachdrücklich die Anerkennung der „Fahrenden“ als ethnische Minderheit zu verlangen. Hier tauchte erneut das Wort von der „ethnischen Minderheit“ auf, was stolz hieß: Wir verstehen uns als Nation, als Volk. Nicht nur als Minderheit in einem Land.

Die eingangs erwähnte Petition von 1993, die verlangte, „die Schweizerische Zigeunerische Minderheit offiziell zu anerkennen“, brachte Etappenerfolge, als der internationale Druck hinzukam. Als sich 1997 die Schweiz der Europäischen Charta der Regional- oder Minderheitensprachen anschloss, erklärte der Bundesrat, dass die jenische Sprache als territorial nicht gebundene Sprache anerkannt sei.

Im selben Jahr erklärte sich die Schweiz bereit, das Rahmenübereinkommen des Europarates zum Schutz nationaler Minderheiten zu unterzeichnen, was 1998 geschah. Dabei musste sie etwas über ihre Minderheiten sagen. Die Landesregierung erklärte, dass sie neben den traditionellen Sprachminderheiten – wie den Romands (den französischsprachigen Westschweizern) oder den Rätoromanen – auch die „Fahrenden“ als nationale Minderheit anerkenne. Es war ein Teilerfolg, weil mittlerweile viele Jenische fanden, sie wollten eben nicht bloß als Angehörige einer fahrenden Lebensweise anerkannt sein, sondern als Jenische unabhängig von der Lebensweise. Das hatte sich nicht durchsetzen lassen. Der Versuch, die Anerkennung der Jenischen über einen damals neu debattierten Sprachenartikel in die Bundesverfassung einzubringen, war zuvor gescheitert.

Immerhin fand sich die Landesregierung bereit, 2001 in einem Zusatz zur Minderheitenschutz-Konvention zu erklären, dass mit den „Fahrenden“ alle Jenischen und Sinti gemeint seien, unabhängig davon, ob sie fahrend leben würden oder nicht; schweizerische Roma-Organisationen hatten zu jener Zeit noch nicht Fuß gefasst in der schweizerischen Politik. Die Zusatzerklärung der Landesregierung hatte indes kaum Bedeutung: Die Anerkennung als Jenische und Sinti war von offizieller Seite „gemeint“, aber eben nicht „gesagt“. In der öffentlichen Wahrnehmung blieben sie „Fahrende“.

Die jenischen Organisationen pickelten jahrelang an diesem Punkte der Benennung weiter. So forderte der Verein Schäft Qwant 2005 in einer Stellungnahme die Landesregierung auf, wo immer möglich die betroffene Volksgruppe einzeln zu benennen und Sammelbegriffe wie „Fahrende“ oder „Sinti und Roma“ nur dort zu gebrauchen, wo sie vom Wortsinn her zutreffend seien. Allmählich stieg die Wahrnehmung dieser bisher unbekanntes Volksgruppe der Jenischen. Einen wichtigen Echoraum schufen Kinofilme wie „Jung und Jenisch“ über das Reisen (2010) und dann vor allem der Musikfilm „Unerhört Jenisch“ mit dem Musiker Stephan Eicher (2017).

Auch der internationale Druck auf die Schweiz, mehr für ihre Minderheiten zu tun, stieg. Als die Schweizerische Regierung 2014 eine Arbeitsgruppe einsetzte, welche einen Aktionsplan zur Lösung der Probleme der „Fahrenden“ ausarbeiten sollte, drehten die Organisationen den Spieß um. Sie wollten nicht nur über Soziales, Halteplätze oder Bildungsfragen reden. 2015 reagierten sie mit einer Petition „für die Anerkennung und die richtige Benennung der Jenischen und Sinti“. Die Radgenossenschaft, an deren Spitze mittlerweile als Präsident und Vertreter der nächsten Generation Daniel Huber nachgerückt war, der Verein Schäft Qwant und ein Zusammenschluss namens Cooperation Jenische Kultur initiierten die Petition. Weitere Organisationen unterstützten das Anliegen. Die mittlerweile sich besser in Szene setzenden Vertreterinnen und Vertreter der Roma hatten kurz zuvor die Anerkennung ihrer Gemeinschaft verlangt; die Petition zur Anerkennung der Jenischen und Sinti unterstützte diese Forderung.

*

Im April 2016 wurde die Petition zur Anerkennung der Jenischen und Sinti auf dem Bundesplatz in Bern einer Vertretung der Landesregierung übergeben. Auch wenn nur eine geringe Zahl Unterschriften zustande gekommen war – es waren gerade tausend, was allerdings belegt, dass oft nicht die Zahl entscheidend ist, sondern der Inhalt und der Moment –, wurde es richtig spannend. Wie würde der Bundesrat reagieren, dessen Innenminister als Eröffnungsredner an die Feckerhilbi im September 2016 eingeladen wurde. Mit Absicht war der Anlass in diesem Jahr mitten in die Bundesstadt Bern gelegt worden. Was würde das Regierungsmitglied sagen?

Und der eingeladene Bundesrat Alain Berset sagte es: Am 16. September 2016 sprach er vor der Festgemeinde den erlösenden Satz aus: „Sie – Jenische, Sinti – sind als nationale Minderheit anerkannt.“ Er stellte fest: „Mit Sprache schafft man Realität.“ Altgediente Jenische fielen sich in die Arme und brachen in Tränen aus. Und Sinti gründeten noch im gleichen Festzelt den Verein „Sinti Schweiz“.

Manche haben gefragt, warum diese Anerkennung? Was bringt sie? Geld? Nein. In allererster Linie ist Anerkennung eine Frage der Würde. Anerkannt zu werden und mit dem richtigen Namen angesprochen werden, stellt eine Beziehung auf Augenhöhe her. Das ist Würde. Ein Gegensatz zur erlebten Erniedrigung. Anerkennung erlaubt, miteinander zu sprechen, auch über die Verbrechen der Vergangenheit. Auch über die Probleme der Zukunft. In dem Sinn bringt sie dann auch die Möglichkeit, Rechte geltend zu machen und kann zu gemeinsamen Projekten mit Kostenfolge führen.

Vermutlich hatte man in Bern auch gedacht, dass die Anerkennung allein mit Worten erledigt werden könnte, denn vor Kostenfolgen hatte man Angst. Darum die Bereitschaft, seitens der Behörden diese Anerkennung auszusprechen. Wie auch immer: Das Ziel eines jahrzehntelangen Kampfes für die Anerkennung – die vollständige Anerkennung unter der Selbstbezeichnung als Jenische und Sinti, wie sie die Landesregierung im Prinzip schon 2001 in ihrer Zusatzklärung respektiert hatte – war erreicht. Bei den später auf die politische Bühne getretenen Organisationen der Roma steht die Anerkennung weiterhin auf der Agenda.

*

Die Anerkennung der Jenischen und Sinti als nationaler Minderheit oder nationalen Minderheiten – es sind wohl beide Interpretationen zutreffend – basiert in der Schweiz auf einer Erklärung des Bundesrates. Das ist eine politische Grundlage, keine juristische. Es gibt noch keine Gesetze oder internationalen Vereinbarungen, die das ausdrücklich festhalten. Es gibt Berichte mit einer gewissen juristischen Bedeutung, die von der anerkannten Minderheit der Jenischen und Sinti sprechen. Es ist nun eine Aufgabe, die Tatsache der Anerkennung zu festigen, in Dokumenten und Berichten an internationale Gremien zu verankern und schrittweise in Gesetze etwa in den Bereichen Raumplanung, Soziales und Kulturförderung einfließen zu lassen, damit aus Sprache wirklich irreversible Realität wird. Die Radgenossenschaft setzte sich auch aus diesem Grund früh das weitergehende Ziel, auf die europäische Anerkennung der Jenischen hinzuarbeiten. In der Meinung, dass die Anerkennung in möglichst vielen europäischen Ländern und durch europäische Gremien die jenischen Gemeinschaften in jedem einzelnen Land stärkt.

Eine enge Vernetzung bestand schon mit dem Tiroler jenischen Pionier Romed Mungenast, der in vielen freundschaftlichen Gesprächen immer wieder auf die Sichtbarmachung der Jenischen drängte.

Dann eine Überraschung: Nennen wir es den Frühling der europäischen jenischen Initiativen. Nach vielen Besuchen, Kontakten, Reisen, Netzwerkarbeiten platzten die Knospen

gleich in mehreren Ländern auf. Plötzlich zeigten sich Edelweiß-Familien dort, wo man sie lange nicht gesehen hatte. Am 2. Juli 2019 konnte im deutschen Singen am Hohentwiel der Europäische Jenische Rat aus der Taufe gehoben werden, dessen Hauptziel die europäische Anerkennung der Jenischen ist. Am 5. Oktober 2019 wurde in Ichenhausen in Bayern der Zentralrat der Jenischen in Deutschland vorgestellt. Im Januar 2020 verkündete ein Vorstoß aus Österreich die Gründung der „Initiative zur Anerkennung der Jenischen in Österreich.“ Und Ende Februar 2020 berichteten Jenische in Luxemburg, die seit gut zehn Jahren im Kulturbereich tätig waren, sie hätten nun offiziell die Gründung einer „Initiative der jenischen Gemeinschaft in Luxemburg“ vollzogen.

Das war mehr, als sich wenige Monate zuvor hatte erhoffen lassen. Die jenische Landkarte in Europa veränderte sich in kurzer Zeit sichtbar. Aus aufsteigenden Inselchen wurde ein Kontinent ablesbar.

Der Auftritt des Corona-Virus im Frühjahr 2020 hat diesen Aufbruch nun natürlich beeinflusst. Wieder einmal schiebt sich ein Hindernis in die jenische Strömung. Mancher Vernetzungsanlass wurde verschoben. Aber das jenische Edelweiß – oder muss man jetzt sagen: das Virus des jenischen Selbstbehauptungswillens? – wird überleben. Selbst wenn es noch eine Generation dauern sollte, bis die Jenischen – ob sie sich lokal Fecker oder Karner oder Travellers nennen wollen – als eigenständige Minderheit in Europa neben anderen Kulturvölkern wie den Sinti und Roma anerkannt sind.

*

In jedem Land verlaufen die Entwicklungen ein wenig anders, es muss so sein. Vielfalt charakterisiert die Jenischen. Die Jenischen waren schon immer ein Blument Teppich, bunt, über die Grenzen hinaus wachsend. Es wäre sicher eine Illusion, zu glauben, man könne eine Art europäischer jenischer Partei gründen, vereinheitlicht im Denken und Auftreten. Denn Sitzungen, Programme, Bürokratie, Vereinsmeierei und Mitgliederbeiträge sind nicht die Sache der Jenischen. Im Verkehr mit Behörden ist solcherlei unerlässlich, in der Selbstorganisation ist die Bürokratie möglichst gering zu halten. So können wir an diesem Blument Teppich weben. Vernetzen, weiterweben an der ganzen schönen Vielfalt der jenischen Kultur, die weit in die Geschichte zurückreicht.

Willi Wottreng/Daniel Huber, Mai 2020

Alle Quellen:

Archiv der Radgenossenschaft der Landstrasse/Jenisch-Sintische Kulturstiftung, Zürich